

## **„Darum will ich dir danken ...“ (Ps 18,50). Dankbarkeit als soziale und religiöse Praxis im Alten Testament.**

Prof. Dr. Thomas Naumann / Universität Siegen

Gemeindevortrag am 25.11.2009 im Gemeindehaus der Martini-Gemeinde in Siegen

Verehrte Anwesende, liebe Schwestern und Brüder,

im Rahmen unserer Vorlesungsreihe „Der Menschenfreundlichkeit Gottes nachdenken“ möchte ich Sie einladen, mit mir ein paar Überlegungen zum Thema „Dankbarkeit“ anzustellen. Ein Thema, das mich seit vielen Jahren begleitet. Und deswegen ist das, was ich vortrage, auch stärker der Versuch einer persönlichen theologischen Rechenschaft, die auch über das in alttestamentlichen Texten zu findende hinausgeht, als eine lehrhafte Darstellung alttestamentlicher Sachverhalte.

### **1. Schwierigkeiten mit der Dankbarkeit**

Man liest gelegentlich, dass in den Religionen der Dankbarkeit als Ausdrucksform des Glaubens ein besonderer Rang eingeräumt wird. Dies ist auch leicht nachvollziehbar. Denn wenn Menschen über ihr Leben nachdenken, erkennen Sie sehr schnell, dass sie ihr Leben nicht sich selbst verdanken. Zeigt nicht schon die Tatsache zu leben und am Leben zu sein, dass Leben ein Geschenk ist? Ferner, dass dieses Leben zerbrechlich ist und auf eine Welt als Zeit- und Lebensraum angewiesen ist, der noch viel weniger von uns selbst gemacht und hergestellt werden kann. Wenn diese elementaren Lebensumstände auf höhere Mächte zurückgeführt werden, dann ergibt sich eine Haltung schlichter Lebensdankbarkeit. Dass ich bin und sein darf, inmitten von Leben, das ist und sein darf, das macht mich dem gegenüber dankbar, dem ich dieses Geschenk verdanke.

Im Christentum kommt noch etwas anderes hinzu. Zu der elementaren Lebensdankbarkeit als Geschöpf, die das Leben als Geschenk göttlicher Zuwendung an den Menschen versteht, tritt die Botschaft, dass die Erlösung in Christus einer göttlichen Tat alles zum Guten wendender göttlichen Güte entspringt. Der Erinnerungsfeier an das letzte Mahl des Erlösers ist deshalb ein Fest der Dankbarkeit und wird schon sehr frühzeitig „Eucharistie“ (Dankesfest) genannt. Das Wissen um beides würde doch, so sollte man denken, das Leben von Christinnen und Christen durchströmen und sich zu einer alles umgreifenden Dankbarkeit ausbilden, in der sich „Lebensdankbarkeit“ und „Erlösungsdankbarkeit“ verbinden. (Henrich 153).

Es ist zwar schön, wenn das Christentum von außen als Religion der Dankbaren wahrgenommen wird, aber aus der Innenperspektive des christlichen Glaubens muss man sagen, dass von Dankbarkeit als innerer Haltung der Christen nicht besonders oft und intensiv die Rede ist. Das Stichwort taucht in theologischen Lexika und auch in Lehrbüchern der Theologie kaum

auf und wenn man mit Theologinnen und Theologen spricht, heißt es gern, dass die „Dankbarkeit der Gerechtfertigten“ doch selbstverständlich die Grundlage all dessen ist, was über den Glauben zu sagen ist und deshalb bedürfe das Thema nicht eigens der Entfaltung. Das „Gott sei Dank“ ist doch bei allem, was wir sagen, immer mit zu denken. Wir werden noch sehen, dass gerade beim Thema Dankbarkeit die Binde, die wir vor den Augen tragen, die Aufschrift „Ist doch selbstverständlich“ trägt.

Wer den Buchmarkt einmal nach dem Stichwort Dankbarkeit durchforstet, landet nicht in der christlichen Theologie, sondern in über 90 % der Fälle in der psychologischen bzw. esoterischen Ratgeberliteratur. In ihr wird die Haltung der Dankbarkeit als sicherer Weg zum Glück empfohlen. Wenn man diesen Weg, die Technik dankbaren Lebens einübt und erlernt, dann finde man innere Lebenszufriedenheit. Dankbarkeit wird angeboten als Heilmittel gegen burn-out-Syndrom, Lebensangst und Lebensüberdruß. Ich will das nicht karikieren. Das Anschwellen dieser Literatur weist auf ein offensichtliches Defizit hin. Karikieren und kritisieren muss man etwas anderes, nämlich, dass die Haltung der Dankbarkeit in manchen dieser Ratgeber umgeformt wird zu einer marktförmigen Technik, mit der eine von burn out bedrohte Ich-AG sein self-Management coachen und optimieren kann. Ein besonders prägnanter Slogan etwa lautet: „Dankbarkeit – Die Powerstrategie für dauerhaft gute Gefühle.“

In meinem eigenen Leben habe ich sehr viele gute, aber auch einige sehr zwiespältige Erfahrungen mit der Dankbarkeit gemacht:

Wenn wir uns als Kinder in den 1960er Jahren bei Tisch darüber beschwerten, dass uns die Kohlrübensuppe mit Kümmel oder der Graupeneintopf nicht schmeckte, dann hieß es: „Seid endlich dankbar! Ihr habt die Zeiten der Not nicht erlebt!“ Heute, nachdem ich mit meiner Frau selbst zwei Kinder großgezogen habe, kann ich die argumentative Hilflosigkeit meiner Mutter im Umgang mit mäkelnden Kindern viel besser verstehen. Aber mit diesen Holzhammerargumenten wurde eben unterschwellig auch vermittelt, dass Dankbarkeit eine Pflicht sei, die man gefällig abzuleisten habe, auch wenn die erfahrene Wohltat einem nicht gerade schmeckt.

In ähnlicher Weise ging es mir als Kind auch mit der „Erlösungsdankbarkeit“. Als Pfarrerkinder war Kirchengang unter der Kanzel des Vaters Pflicht. Und oft haben wir gesungen: „Nun danket alle Gott ...“ und andere Dankbarkeits hymnen aus dem Gesangbuch. Aber die Dinge, über die wir dankbar sein sollten, waren mir viel zu groß, zu abstrakt, als dass sich eine freudige oder dankbare Gestimmtheit einstellte. Ich konnte diese großen Themen mit meinem eigenen Leben nicht verknüpfen. Etwas anderes war es mit dem Erlösertod Jesu am Kreuz. Der galt ja auch mir. Wie aber sollte man darüber dankbar sein, dass da ein Mensch für die Sünden der Welt blutete, dass da Christi Leib für mich dahingegeben wurde? Gottes Erlösungswerk hat trotz aller Dankbarkeitsrhetorik bei mir keine dankbare oder sogar freudige

Gestimmtheit ausgelöst, sondern eher Scham und schlechtes Gewissen, weil Jesus eben auch für meine Schuld sterben musste. Also habe ich mich auch im Hinblick auf die „Erlösungs-dankbarkeit“ eher an die Kohlrübensuppe erinnert, bei der uns unsere Mutter beigebracht hat, dass Dankbarkeit eben nicht nur aus der spontanen Freude entsteht, sondern auch eine Pflicht sei und man auch dankbar sein müsse für etwas, was einem nicht gerade gefällt.

In den Erwachsenenjahren ist es mir viele Jahre schwer gefallen, Dankbarkeit theologisch positiv zu denken. Kann man dankbar bleiben angesichts der vielen Nöte in der Welt? Wird es nicht zynisch, vor Tisch für das Essen zu danken, wenn Millionen Kinder hungern? Ist die Freude über das tägliche Brot nicht eine gesteigerte Form von Ignoranz und Zynismus? Kann ich als Mensch dankbar sein für die Fülle des Lebens, die mir widerfährt, wenn sie doch gleichzeitig so vielen vorenthalten wird? Und wäre nicht eher Erschütterung und Klage am Platz als Dankbarkeit und Freude? Aus diesem Grund haben wir seinerzeit ganz bewusst auf das Tischgebet verzichtet, weil wir den Dank als Verrat an den Hungernden empfanden. Genau diese bewusste Verweigerung von Dankbarkeit für die Gaben des Lebens hielten wir damals für die einzig mögliche Form, die Solidarität mit den Notleidenden nicht aufzukündigen. Und waren nicht die freudig Dankbaren unverbesserliche Ignoranten, die Hymnen sangen, wo die Klage und der Kampf um die Verbesserung der Verhältnisse auf der Tagesordnung stand? Und ist es nicht so: Wer für das gegebene Leben dankbar ist, erklärt sich doch einverstanden mit dem Status Quo der Verhältnisse, in denen Viele viel zu wenig haben und Wenige viel mehr als sie zum Leben brauchen? Wir sahen in diesem Dankbarkeitsverzicht eine theologische Tugend, weil wir der Welt, wie sie ist, ins Auge blicken wollten.

Erst später habe ich gemerkt, dass diese Haltung zu einer ganz seltsamen seelischen Verkrüppelung führt, die auch tief in die Wahrnehmung des eigenen Lebens hineinreicht. Dass nämlich Christen in einem der reichsten Länder der Erde, die alles zum Leben notwendige im Überfluss haben, diese Fülle nicht mehr wahrnehmen, zulassen und feiern können, während es Menschen selbst in Notgebieten leichter gelingt, für das dankbar zu sein, was sie am Leben erhält. Wir blenden die guten Gaben des Lebens aus, weil sie uns eher schlechtes Gewissen als Freude und Dankbarkeit bereiteten – angesichts der Weltübel, die wir beständig auf unseren Schultern spazieren tragen – stets mit zerfurchter Stirn und dabei doch gut genährt. Zunehmend empfinde ich diese weinerliche und stets defizit-orientierte Art, in die Welt zu blicken, als eine Form des Hochmuts, gesungen nach der Weise: „Die Welt ist aus den Fugen. Schmach und Gram, dass ich zur Welt sie einzurichten kam.“ Und ich bin der Einzige, der den Ernst der Lage begreift.

Dass Dankbarkeit nicht das Gegenteil ist von Achtlosigkeit und Anteilnahme auch an der Not in der Welt, sondern im Kern ihre Voraussetzung. Dies habe ich erst später an den biblischen Psalmen gelernt. Denn hier wird der Rede des Schmerzes aufgenommen in der Geste der

dankbaren Vergewisserung, dass Gott mein Leben zu Recht gebracht hat und zu Recht bringt. Davon soll noch die Rede sein.

Ich halt fest: Der Dankbarkeit als einer christlichen Grundhaltung gegenüber Gottes Treue kann im Wege stehen, dass sie als pure Selbstverständlichkeit nicht wahrgenommen wird und daher unsichtbar bleibt, dass sie als Pflicht erscheint und nicht als Ausdruck freudigen Beschenktseins, dass die großen Themen des „Lebensdankes“ und des „Erlösungsdankes“ nicht in die kleine Münze konkreter Lebenswirklichkeit übersetzt werden und endlich, dass die Fixierung auf die Not der Welt die Bereitschaft zur Dankbarkeit beschädigt.

## **2. Wohltaten der Anderen - Dankbarkeit als kommunikative und soziale Praxis**

Lassen Sie sich gern beschenken?

Sagen Sie jetzt nicht zu schnell ja. Es ist nicht so leicht, sich gern beschenken zu lassen. Allzuoft tun wir uns schwer, weil wir insgeheim nicht wollen, dass wir vieles nicht aus eigener Kraft bewerkstelligen können und weil wir uns als Beschenkte oft seltsam unterlegen und abhängig vorkommen.

Dankbarkeit hat etwas mit Füreinander-Handeln zu tun. In sozialer Hinsicht ist der Dank eine Form des kommunikativen Austauschs. Ich empfangen von anderen, was ich mir selbst nicht geben kann. Ich gestehe damit ein, dass ich auf die Wohltat anderer angewiesen bin und bleibe. In einer Gesellschaft des Mangels ist es viel leichter sich dies einzugestehen. In der DDR-Wirklichkeit, die mein Leben 30 Jahre lang geprägt hat, war es leicht, Nachbarn und Freunde um Gefälligkeiten zu bitten, weil der eine ein Auto, der andere eine Bohrmaschine, der dritte ein Telefon und der vierte ein bestimmtes Buch hatte, das ich selbst nicht besaß. Und jedem anderen ging es auch so, dass er darauf angewiesen war, durch Wohltaten anderer unterstützt zu werden. Die Bitte um Unterstützung war selbstverständlich, sie hatte nichts Beschämendes. Vielmehr wertete es den Geber auf - als jemanden, der Hilfestellung leisten kann. Und sie wertete den Bittenden nicht ab - als jemanden, der es nicht allein auf die Reihe bringt. Dieses solidarische Geflecht des Füreinander-Handelns war ja nie nur Einbahnstraße, sondern lebendige Austauschbeziehung. Man ließ sich gefallen, beschenkt zu werden, und war selbst bereit, den Geber das nächste Mal selbst mit einer Wohltat zu erfreuen.

Der Soziologie Georg Simmel hat dieses Füreinander-Handeln und die Dankbarkeit als Grundform des sozialen Lebens beschrieben, die nach dem Grundmuster von „Hingabe und Äquivalenz“ funktioniert. Die Dankbarkeit, die aus solchen Wechselverhältnissen entsteht, ist das moralische Gedächtnis der Menschheit: Ich bin dir dankbar für die mir erwiesene Wohltat

und Sorge dafür, dass ich selbst mich auf einem anderen Feld auch als Wohltäter erweisen kann.

Georg Simmel schreibt:

„Obgleich die Dankbarkeit ein rein personaler Akt oder, wenn man will, lyrischer Affekt ist, so wird sie, durch ihr tausendfaches Hin- und Herweben innerhalb der Gesellschaft zu einem ihrer stärksten Bindemittel. ... Würde mit einem Schlage jede Dankreaktion ausgelit, so würde die Gesellschaft, mindestens wie wir sie kennen, auseinanderfallen.“ (Soziologie, 662).

Dabei ist Dankbarkeit nicht nur eine Form des Gabentausches, die einem sozial kontrollierten Kalkül entspricht: Wie Du mir so ich dir. Auch wenn dies die Grundlage allen Füreinander-Handelns ist, geht die Dankbarkeit doch darüber hinaus, weil die Wohltat des anderen nicht eingefordert werden kann, sondern als freiwillige Gabe, als Geschenk erfahren wird. In der Bitte liefert sich der Bittende aus, zeigt, dass er angewiesen bleibt. Und indem der Schenkende schenkt, zeigt er, dass er die Angewiesenheit des Bittenden erkennt und achtsam die eigene Würde dieser Bedürftigkeit anerkennt und adelt, weil er sich selbst auch in dieser Weise versteht. Und wenn der Beschenkte dankt, dann anerkennt er nicht nur seine eigene Bedürftigkeit, sondern anerkennt zugleich die frei geschenkte Gabe eines anderen als Wohltat am eigenen Leben. Das heißt danken. Im Dank wird zugleich die Würde des Schenkenden anerkannt, der frei war zu tun, was er tat. Im Vorgang des Füreinander Handelns werden Schenkender wie Beschenkter gleichermaßen gewürdigt und sozial aufgewertet.

Ein interessanter Testfall für solche Austauschbeziehungen ist die Haltung, mit der wir eine Wohltat erweisen. Auf das „Dankeschön“ erwidern wir nicht selten: „Ist doch selbstverständlich!“ Wir versuchen durch diese Floskel den Grund zur Dankbarkeit im Selbstverständlichen unkenntlich zu machen und den Beschenkten nicht zu beschämen. Oder wir reagieren mit einer semantisch leeren Höflichkeitsfloskel wie „Bitte schön“, die nicht viel sagt. Eigentlich sollten wir sagen: „Es ist gern geschehen“. Du hast mich gebeten, ich konnte Dir helfen, das hat mir Freude gemacht, weil es uns beide aufgewertet hat.

In Überflussgesellschaften wie der unsrigen ist es schwerer, weil das Warenangebot uns dazu verführt, zu denken, wir könnten alles aus uns selbst schaffen. So ist der Weg zum Freund oder zum Nachbarn nicht der erste, sondern oft der allerletzte Weg. Wir neigen dazu, Situationen, in denen wir vom Wohltun anderer abhängig sind, nach Kräften zu vermeiden, weil wir es „irgendwie peinlich“ finden, ein Zeichen eigener Schwächer oder fehlender Organisiertheit. So entgehen wir aber auch oft den beglückenden Erfahrungen des Beschenkt-Werdens wie des Beschenkens.

Denn als isolierte Ich-AG indes ist kein Mensch lebensfähig. Er bleibt ein auf die Wohltaten anderer angewiesenes Wesen. Das gilt auch außerhalb so konkreter Austauschbeziehungen,

wie ich sie gerade beschrieben habe. Jeder, der etwas tiefer über sein Leben nachdenkt, weiß, wie vieles er nicht seiner eigenen Kraft und Fähigkeit verdankt, sondern anderen Menschen. Nicht nur den eigenen Eltern, wo dies ganz sinnfällig wird, weil wir ihnen unser Leben verdanken, auch den Partnern, den Verwandten, Freunden, ja selbst den eigenen Kindern, die ja nicht nur Mühe und Kostenfaktor sind, sondern (darin und darüberhinaus) Glück, Richtung und Orientierung im Leben vermitteln können.

Wie kommt auf dieser Ebene Dankbarkeit ins Spiel? Auch hierbei haben wir die Möglichkeit all das, was uns von anderen geschenkt wird, schamvoll oder träge beiseite zu wischen oder im Gestus des Selbstverständlichen unsichtbar zu machen. Wir haben aber auch die Möglichkeit, uns unsere Angewiesenheit auf andere, unsere Bedürftigkeit wie unser Beschenktwerden möglichst konkret und genau vorzustellen und klar zu machen. Dies erfordert einen anderen Blick auf die Welt und auf das eigene Leben. Mit diesem Blick entsteht ein Wachheitsklima, eine sorgsame Achtsamkeit für das eigene Leben wie für die Welt, in der der Augenblick und das Alltägliche zählt. Denn im Alltäglichen zeigt sich das unverfügbare Wunder des eigenen Lebens als Geschenk. Und Dankbarkeit als Stimmung und Haltung stellt sich notwendig ein - als staunendes Gewährenlassen. Dankbarkeit geht es um das Einzelne, das Konkrete, nicht nur um die großen Deutemuster. Was stumm war vor Alltäglichkeit, fängt an zu sprechen. Was im Selbstverständlichen verschüttet war, wird sichtbar. Nichts ist ohne Belang: Handlungen und Gebärden, Raum und Zeit, Oberflächliches und Triviales ebenso wie Tiefgründiges und Beständiges. Dankbarkeit ist konsequente Aufmerksamkeit für das eigene Leben. Und es gibt kein Leben, das nicht auch die Signatur des unverdienten Geschenks trägt, nicht einmal dasjenige Hiobs. Aber es bedarf einer liebevollen Aufmerksamkeit für die Dinge des eigenen Lebens, die eingeübt werden kann.

Mit der Haltung der Dankbarkeit, die aus der sorgsamen Betrachtung des Angewiesenseins meines eigenen Lebens auf das Füreinander-Handeln der Menschen antwortet, sind wir nun ganz nah bei meinem dritten Punkt, der Dankbarkeit als religiöser Praxis. Vieles von dem, was wir gerade erarbeitet haben, gilt in besonderer Weise für die Gottesbeziehung.

### **3. Dankbarkeit als religiöse Praxis**

Denn vieles in unserem Leben lässt sich gar nicht als Wohltaten einzelner Menschen verstehen, sondern bezieht sich auf etwas, was uns von anderen Menschen gar nicht zuteil werden kann. Schon dass ich lebe und leben darf hängt ja nicht allein an meinen Eltern. Und Eltern wissen sehr gut, dass ihre Kinder nicht ihre Produkte, sondern aus anderen Quellen anvertraute Geschenke sind. Der verlässliche Lauf des Lebens, die Leben ermöglichende Ordnung der Welt, der Lauf der Sonne, Luft zum Atmen, Wasser zum Trinken, die Abfolge von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Zeit und Raum. Nicht zuletzt unser blauer Planet, diese winzige Insel des Lebens inmitten einer lebensfeindlichen Unendlichkeit des Universums. Dies alles

verdanken wir nicht uns selbst oder sonst irgendeinem menschlichen Wohltäter. Ein Weiteres kommt hinzu: Auch wenn sich unser Leben oft unter Bedingungen vollzieht, bei denen wir Bedrängnisse und Leid erfahren, so erleben wir gewendete Not wie eine Wohltat, die sich nicht allein menschlichen Wohltätern zurechnen lässt, als ein Gutes, das nicht einkalkuliert werden kann, und dem wir mit Dank und Dankbarkeit zu entsprechen suchen.

Es zeigt sich, dass in allen Menschen und Völkern eine mächtige Tendenz dahin wirkt, dem Dank für solche Lebenshilfe, welche die menschlichen Möglichkeiten sprengt, Ausdruck zu verleihen. Man rechnet mit nichtmenschlichen Lebenshelfern und sucht sich ihnen in Dankbarkeit zuzuwenden, und auf die Erfahrungen des eigenen Lebens angemessen zu reagieren. „Gott sei Dank – wem sonst?“ ist als Aufkleber an PKW's manchmal zu lesen. Und in der Tat zeigt sich das atheistische Dilemma darin, dass es keine konkrete Adresse für diese Lebensdankbarkeit mehr gibt, und weil Redeformen wie „dem Zufall sei Dank“ oder „dank der Evolution“ diese Leerstelle nicht wirklich besetzen können. Die Menschen haben das Bedürfnis, sich nichtmenschliche Lebenshelfer nach Art menschlicher Wohltäter vorzustellen, um ihnen danken zu können und auf diese Weise das eigene Leben in den Unwägbarkeiten des Daseins an eine feste Adresse zu binden: „Gott sei Dank!“ Der biblische Glaube sieht diesen Freund des Lebens und Nothelfer im Gott Israels, dem Schöpfer der Welt und des Universums und dem treuen und barmherzigen Begleiter jedes einzelnen Lebens.

Nur dass diese Formel „Gott sei Dank!“ wiederum zu abstrakt ist, sondern in der kleinen Münze unseres konkret und alltäglich gelebten Lebens ausbuchstabiert werden muss, um nicht zu einem oberflächlichen Reflex bei überstandener Gefahrensituation zu verkümmern. Ein schnelles stoßartiges „Gott sei Dank!“ Durchatmen und dann geht es weiter, als ob es Gott nicht gäbe. Auch hier gilt es, sich aufmerksam und facettenreich der Gabe des Lebens zu vergewissern, dies anschaulich und sichtbar zu machen, was im Gelingen wie in der Notwendigkeit, als unverfügbares Geschenk wahrgenommen werden kann.

Die biblischen Psalmen sind voll von einer Kultur der Achtsamkeit und des Staunens über das Geschenk des eigenen Lebens:

„Adonaj du kennst mich und bist mir nahe“, heißt es in Psalm 139,

Denn du hast mein Inneres geschaffen,  
du hast mich gewoben im Schoß meiner Mutter,  
Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast.  
Ich weiß: Staunenswert sind deine Werke.  
Als ich geformt wurde im Dunkeln,  
kunstvoll gewirkt in der Erde,  
da waren meine Glieder dir nicht verborgen.  
Deine Augen sahen, wie ich entstand,  
in deinem Buch war alles schon verzeichnet.

Das Geheimnis seines eigenen Lebens, so macht sich der Beter hier klar, liegt darin, dass er es seinem Gott von Anfang an verdankt – und zwar als eine unverdiente Wohltat. Nicht seine Mutter, schon gar nicht er selbst, vielmehr hat Gott von allem Anfang an das Webmuster seines Lebens entworfen. Und der Beter stellt sich dies so konkret und in seiner ganzen Leiblichkeit vor: gewoben im Mutterschoß, die Mutter Erde, die Glieder geformt im Dunkeln. Und hinter und in allem - Gottes liebevolle Aufmerksamkeit. Seine Augen waren schon pränatal auf ihn gerichtet. Und die Summe und den Raum seiner Lebenstage hat Gott fürsorglich in das „Buch des Lebens“ eingetragen, wo sie gut aufgehoben sind. Der Dank des Beters geht ins Einzelne. Er hebt die Dinge ins Licht, die alltäglich, gewohnt und selbstverständlich sind und daher oft unsichtbar und stumm bleiben. Aber da er den Scheinwerfer lebendigen Interesses auf sie richtet, fangen sie an zu sprechen, werden sie sichtbar. Das Alltägliche wird beredsam. Gott sei Dank! Ich darf leben! Wie staunenswert ist mein Leben! Der Dankbare rührt an das Wesen der Dinge, er wird zum Chronisten von Schönheit im Beiläufigen, Unspektakulären. Er erkundet die einfachen Gesten. Er bleibt ganz im Augenblick und gibt damit auch sich und seinem Leben Würde.

Und machen wir uns nichts vor. Der hier spricht, kennt auch die anderen Seiten des Lebens, den täglichen Mangel, die drohenden Notlagen, die bange Frage „Wie lange noch“ und die Erfahrung, dass Gottes Hand schwer auf seinem Leben lastet. Aber all dies entwertet diesen ihn tragenden Lebensdank nicht. Er gibt der resignierten Betrachtung, die wie gebannt allein auf die Übel der Welt starrt, keinen Raum. Die Welt wird nicht in der Haltung der Abwehr wahrgenommen. Seine Dankbarkeit kennt kein Aber. Er kann sich das Leben schenken lassen, ohne schlechtes Gewissen. Sein Lebensdank ist Hingabe und staunendes Empfangen. Damit sind wir schon mitten im Abschnitt 4:

#### **4. Einblicke in die alttestamentliche Praxis der Dankbarkeit**

Die vorderorientalische Welt des Alten Israel war in vielerlei Hinsicht eine Welt des Mangels, in der die Ressourcen des Lebens und Überlebens schwer zu erarbeiten und zu erlangen waren. Heute am ehesten zu vergleichen mit dem Leben in den armen und ärmsten Ländern der Erde. Das Leben der meisten Menschen war bestimmt von der Sorge um die tägliche Nahrung, Kleidung und Behausung, das Überleben der Familie. Die Sorge und die Bitte um das tägliche Brot war in einer Weise elementar, die uns in der westlichen Welt heute unzugänglich ist. Ebenso war völlig selbstverständlich, dass der Einzelne dauerhaft angewiesen ist, auf das Füreinander-Handeln in einer Gruppe, der Familie, der Sippe. Dankbarkeit für Wohltaten, die man in eigenen Notlagen empfängt und die Freigiebigkeit dessen, der helfend gibt, gehörten auch in Israel zur sozialen Praxis, nicht nur im Sinne kalkulierter Austauschprozesse, sondern auch im Sinne unverhoffter und unverdienter Gaben. Das Buch Ruth erzählt die Geschichte zweier Witwen in bedrängender Notlage, deren Überleben angewiesen war auf das Füreinander-Eintreten im Ethos verwandtschaftlicher Solidarität. Sie hätten ohne dieses nicht

überleben können. Dieses Füreinander-Handeln nennt die hebräische Bibel *Z'daka* – Gerechtigkeit, gemeinschaftsdienliches Handeln.

Dass der Mensch ein gefährdetes Wesen ist und daher radikal angewiesen auch auf die Wohltaten Gottes, weil er eines Beistandes bedurfte, den Menschen selbst nicht geben können, auch dies war unbestrittene Grundlage aller Lebenserfahrung. Die Beobachtung, dass die Welt als Haus des Lebens eine Ordnung hat, dass Sommer und Winter, Saat und Ernte, Tag und Nacht einander verlässlich abfolgen, dies konnte man sich nur als Zeichen der Treue Gottes vorstellen und hat es in der Vorstellung eines Bundes Gottes mit allem Lebendigen dankbar bekannt. In der tiefen und lichtlosen Dunkelheit der Nacht wurde die bleibende Gefährdung der Welt erlebt und umso mehr wurde am anderen Morgen die Sonne begrüßt als alle Morgen neu erfahrbare Zeichen der Treue Gottes, der sich den Menschen neu und gnädig zuwendet.

Das Leben jedes Einzelnen galt als von Gott geschenktes Leben. Dieser Geschenkcharakter war in jeder Sekunde wahrnehmbar am menschlichen Atem. Die zweite Schöpfungserzählung bringt das Geschenk des Atmens in das eindrucksvolle Bild, dass Gott den Menschen aus Erde erschafft und ihm dann den göttlichen Odem einhaucht, ihn also erst durch die geschenkte Fähigkeit zum Atmen zum lebendigen Wesen werden lässt. Beim Atmen und in seiner Atemfähigkeit erfährt sich der Mensch als durch Gottes Güte verlebendigt. Das Instrument dieser Atemfähigkeit ist die Kehle (hebr. *näfäsch*). Die Kehle ist damit der Ort dieser von Gott ermöglichten Lebensfähigkeit. Lebensminderung wird als Bedrohung der Atemwege verbildlicht: „Das Wasser steht mit bis an die Kehle“. Trost bei überstandenen Gefahren oder in Krankheitsnot wird als „wieder aufatmen“ können verstanden. Und Lebensglück wird ins Bild einer Weitung dieser Atemfähigkeit gebracht. Wer aufatmen kann, gewinnt Luft und Weite. Die Kehle ist das Körperinstrument der Dankbarkeit: „Du meine Kehle singe“, „meine Kehle lobt Gott“. Diese Wendungen kommen ihnen jetzt ein bißchen komisch vor, weil ihnen die übliche Übersetzung mit „Seele“ vertraut ist: „Du meine Seele singe.“ Aber mit dieser üblichen Übersetzung wird die Körperlichkeit dieser Geschenkerfahrung des Lebens unkenntlich gemacht und ebenso der Hinweis, dass wir anschaulich in jedem Atemzug entdecken können, dass unser Leben ein Geschenk ist. Auch darin merken wir, wie der Blick ins Alltägliche, wenn es der Selbstverständlichkeit entrissen wird, z.B. das Atmen, zur Schule der Dankbarkeit wird.

Hans Walter Wolff ist in seinem Buch über das Menschenbild des Alten Testament der Frage nachgegangen, wozu der Menschen nach den alttestamentlichen Texten eigentlich bestimmt sei: Danach ist der Mensch bestimmt, dieses Geschenk des Lebens dankbar zu empfangen. Dieses Empfangen führt zum Für-Einander-Handeln in der menschlichen Gemeinschaft, zur weisen Nutzung der natürlichen Ressourcen und zum im Loben Gottes, dem sich dies alles verdankt, der sich in Bund und Erwählung seinem Volk zur Treue verpflichtet, als Nothelfer in den Gefährdungen des Lebens nahe bleibt und in seiner Tora umfassende Lebensorientie-

rung bietet. Alle diese Themen finden sich vielfach ausgesprochen in den Psalmen, dem Gebets- und Glaubensbuch Israels. Gerhard von Rad hat bekanntlich den Psalter als die „Antwort Israels“ bezeichnet, als den Niederschlag eines Dialogs mit Gott, in dem Israel auf die Wohltaten seines Gottes reagiert und sich selbst und seine Würde als Beschenkte darin findet.

Am unmittelbarsten kommt dieses Gotteslob in den hymnischen Texten zum Ausdruck. In ihnen werden in immer neuen Wendungen die Werke Gottes besungen, anschaulich gemacht, verlebendigt. Die Würde des Menschen besteht darin, dass er als Beschenkter zu dieser Sprache der Dankbarkeit und der Freude findet. „Großer Gott, wir loben dich.“ Der Jubel der da aufscheint, kommt nicht aus dem Vollgefühl der eigenen Kraft, wie eines Triumphators nach dem Sieg, sondern aus dem Bewusstsein, dass Gott dieses fragile und gefährdete Leben gewährt und dass dies nicht erzwungen, sondern nur dankbar hingenommen werden kann. Diese Fähigkeit zum Empfangen verändert die Beter, sie verleiht ihnen eine einzigartige Würde. Dankbarkeit verwandelt den Menschen, weil es die Perspektive verändert, mit der der Mensch auf sein Leben schaut. Das Leben ist kein anderes geworden, und doch erscheint alles anders, klarer, wahrer, deutlicher. „Dem Dankbaren wird alles zum Geschenk“ beobachtete Dietrich Bonhoeffer einmal. Dankbarkeit ist nicht die knechtische Pflicht gegenüber einem Herrn, sondern ein Signum der Freiheit: „Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“

Das hier aufscheinende Verhältnis von Mensch und Gott rührt an das Geheimnis der Gott-ebenbildlichkeit, die einige kühne Texte der Bibel dem Menschen zusprechen. Denn der Gott entsprechende Mensch ist – was jeder weiß – seinem Schöpfer weder an Gestalt noch Macht vergleichbar. Aber er ist zur Antwort fähig und zwar mit seiner Kehle, dem Organ seiner geschenkten Lebendigkeit. Der Gott entsprechende Mensch ist der dankbar empfangende und Gott lobende Mensch: „Du meine Kehle singe ...“

150 Lieder finden sich im Psalter. Als ganzes wird er *sefer tehillim*, Buch der Lobpreisungen Gottes genannt. Aber es ist eine bemerkenswerte Zuschreibung. Denn zu diesen Liedern gehören zahlenmäßig viel umfangreicher als die Lob- und Danklieder die zahlreichen Klagelieder: Hier lernen wir Menschen in ihren Nöten kennen. Sie sind gepeinigt von Krankheit und sozialer Isolierung, von Feinden verleumdet und angegriffen, von den Nächsten verspottet und gedemütigt, sie leiden unter der Verborgenheit Gottes und klammern sich doch an den göttlichen Helfer, bei dem allein Zuflucht und Notwende erwartet wird. Auch diese Texte gehören mit zum *Buch der Lobpreisungen Gottes*. Mehr noch, wenn wir diese Klagelieder genau anschauen, dann erkennen wir, dass gerade nicht gilt: „Die Klage hat ihre Zeit und der Dank hat seine Zeit.“ Vielmehr sind Klage und Bezeugungen der Dankbarkeit gar nicht voneinander zu trennen, weil die Klage darauf setzt, dass die Not nicht Gottes letztes Wort ist. Eindrucksvoll ist dies im berühmten Psalm 22 zu sehen: Mein Gott, mein Gott, wozu hast Du mich verlassen, beginnt er erschütternd und führt uns das Elend des Beters in vielen Details ganz plastisch vor Augen. Und dann endet der Psalm doch mit einem Lobpreis der Treue

Gottes, der das Elend der Armen nicht verachtet und sein Gesicht nicht vor dem verbirgt, dessen Schreien er hört.

Auch dieses Insistieren auf den göttlichen Nothelfer ist Ausdruck einer Haltung, der bewusst ist, dass ich auf Ressourcen des Lebens angewiesen bin, über die ich nicht verfüge. Und wenn die Not gewendet, sich das Gelingen des Lebens wieder einstellt, dann schlägt die Klage in Freude um. So wird die Wahrnehmung des Leidvollen und Schmerzes aufgenommen in die Geste der dankbaren Vergewisserung, dass Gott mein Leben zu Recht bringt.

In der religiösen Praxis in Israel boten Rituale der Dankbarkeit, die Möglichkeit, Gott zu loben; etwa in den Erntedankfesten als Spender von Nahrung und Segen, oder in speziellen Dankfeiern (hebr. *toda*-Feiern) nach überstandenen Gefahren, Krankheit oder persönlichen Notlagen, Dürren oder auch politischen Bedrohungen. Im Dank bleiben die Kinder Israels nicht allein, sondern feiern öffentlich mit der versammelten Gemeinde. Und sie drücken diesen Dank aus durch Opferfeiern (Toda-Feiern). Diese Opfer werden als Ausdruck der Gastfreundschaft verstanden, die dem anwesenden Gott gewährt wird. Gott wird eingeladen, segnend und bewahrend an dieser Feier, die aus Essen und Trinken und Loben besteht, teilzunehmen. Insofern spiegelt sich auch in der Gottesbeziehung ein Füreinander-Handeln ab, wenn auch mit ganz ungleichen Partnern. Die Sprache, in der sich diese Dankbarkeit ausdrückt, sind die Gebetstexte, die am Heiligtum in Jerusalem verfasst und überliefert werden. Sie sind offenbar aus der konkreten Seelsorge erwachsen und bieten eine Sprache an, in der sich die Menschen mit ihrem Schmerz wie mit ihrer Dankbarkeit und Freude unterbringen konnten – so konkret, dass sie das eigene Leben erreicht, und so allgemein, dass sie vielen unterschiedlichen Personen Raum und Sprache gibt. Aus diesen Toda-Feiern sind die Danklieder im Psalmenbuch weiter überliefert worden. Und so konnte es zum Gebets- und Glaubensbuch auch der christlichen Gemeinde werden.

## **5. Dankbarkeit als christliche Grundhaltung**

Ich möchte schließen mit ein paar Bemerkungen zur Bedeutung unseres Themas für unser Leben als Christinnen und Christen. Zu einer Haltung der Dankbarkeit zu finden, ist nicht eine vielleicht psychologisch wünschbare Form der Stressminderung für geplagte Zeitgenossen. Wenn danken heißt, die frei geschenkte Gabe eines anderen als Wohltat am eigenen Leben anzuerkennen, dann beschreibt Dankbarkeit einen Grundpfeiler christlichen Lebens. Für diese Haltung gibt es zwei Gründe: „Wir sind geschaffen als Gottes Geschöpf und versöhnt durch Jesus.“ Beides ist für uns ein für alle mal getan. „Lebensdankbarkeit“ und „Erlösungsdankbarkeit“ hatten ich dies am Anfang genannt.

Keiner unter den neueren Denkern des christlichen Glaubens hat dem Thema Dankbarkeit ein so großes Gewicht gegeben wie Karl Barth. Sein Weggefährte Helmut Gollwitzer hat gemeint, Barths Theologie lasse sich nur vom Thema der Dankbarkeit hinreichend verstehen.

Dankbarkeit ist für Barth – wie im biblischen Zeugnis – keine bloß vorübergehende Stimmung sondern sie ist ein Existenzverhältnis der Menschen zu ihrem Gott, keine Eigenschaft, sondern eine Grundhaltung, mit der wir auf ein Geschenk Gottes reagieren, das alles enthält, was wir zum Leben brauchen. Dankbarkeit ist Antwort des Menschen auf das Geheimnis des Lebens. Sie ist das pulsierende Zentrum des In-der-Welt-Sein – das Wesen der Kreatur.

Indem die Menschen dies erkennen, werden sie selbst zu einer neuen Kreatur. Sie erkennen den schenkenden Gott im Geheimnis ihres Lebens. Sie verändern ihre Sichtweise und schauen auf die Welt mit anderen Augen – wie am Schöpfungsmorgen. Dies drängt die verrückte Begierde zurück, unstedt und rastlos und erschöpft durch seine Tage zu hetzen und die Welt und sich allein unter dem Signum des Scheiterns zu sehen. Dankbarkeit zeigt mir den Geschenkcharakter meines Lebens, das ich empfangen. Barth sagt: Der vom Ungenügen angetriebene, wahnsinnig beschleunigte Mensch ist eingeladen, zum Innehalten, zum Empfangen, zum Gewähren lassen all dessen, was er sich nicht selbst geben kann, denn Gott ist Liebhaber des Lebens und „unersättlich im Gewähren“.

Dies betrifft nicht nur unsere Haltung, sondern auch unser Handeln in der Welt: „Gut ist dasjenige Handeln der Welt, wenn sich die Menschen in ihm Gottes Gnade dankbar erweisen. Nichts sonst? Nein, nichts sonst! Weil alles Gute, was man sonst nennen könnte ... in diesem Einen enthalten ist: dass der Mensch dankbar sei für Gottes Gnade.“ (K. Barth).

Auch eine solche Lebensdankbarkeit ist ein Gottesgeschenk. Aber wir können etwas dafür tun. Wir könnten uns die Binde von den Augen reißen, auf der steht: „ist doch selbstverständlich“, darüber spricht man nicht. Wir könnten wach und aufmerksam werden für all das in unserem konkreten und alltäglichen Leben, was wir nicht uns selbst verdanken. Diese Aufmerksamkeit erweckt wie aus einem Schlaf der Trägheit und Unachtsamkeit. Sie verweilt bei den Einzelheiten,

sie macht das Verborgene sichtbar,

sie schätzt den Augenblick,

sie macht das Atmen weit.

Sie dringt zum Wesen der Dinge vor

und gibt unserem Leben Tiefe und Würde.

Dankbarkeit ist konsequente Aufmerksamkeit.

Gott sei Dank!